

(Nachdruck verboten.)

86]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Und als wenn ihm daran gelegen wär, sich Donna Sol angenehm zu machen, erging er sich in den größten Lobspriechen über ihre Familie. Der Marquis de Moraima sei einer der Männer, die er von allen in der Welt am meisten schätzte.

„Wenn alle Reichen so wären, wie er, es gäbe keine Räuber. Mein Vater arbeitete für ihn und erzählte uns oft von seiner Mildtätigkeit. Einmal war ich fieberkrank und befand mich in einer Schäferhütte auf einer seiner Besitzungen. Er erfuhr es und sagte nichts. Auf seinen Gütern hat er befohlen, mir zu verabreichen, was ich verlange, und mich in Frieden ziehen zu lassen. Solche Dinge vergißt man nie. Es gibt so viele reiche Schelme auf der Welt! . . . Man trifft ihn unversehens an, auf einem Pferde sitzend wie ein Jüngling, als ob ihm die Jahre nichts anhaben könnten. „Gott behüte Sie, Herr Marquis!“ „Gesundheit, mein Bursche!“ Er kennt mich nicht und vermutet nicht, wer ich bin, da ich meinen Gefährten (er zeigte auf seine Büchse) unter dem Mantel trage. Und ich habe die beste Lust, ihn anzuhalten und um seine Hand zu bitten, nicht um sie zu schütteln, nein — wie soll ein so gütiger Herr mir die seinige reichen? — mir, der ich so viele Totschläge und Missetaten auf dem Gewissen habe! — sondern um sie zu küssen, als wäre er mein Vater, und um mich ihm zu Füßen zu werfen, um ihm für seine Wohltaten zu danken.“

Die Ueberschwänglichkeit, mit der er von seiner Dankbarkeit sprach, imponierte der schönen Frau nicht sonderlich. Das war also der berühmte Plumitas! Ein armer Teufel, ein gewöhnlicher Feldhase, den alle, vom Hörensagen getäuscht, für einen Wolf hielten.

„Es gibt sehr böse Reiche,“ fuhr der Bandit fort. „Wie sie die armen Leute drangsalieren! . . . Nahe bei meinem Dorf ist einer, der Geld auf Zinsen verleiht und schlimmer ist als Judas. Ich ließ ihm sagen, er solle die Leute nicht so hartberzig behandeln, und anstatt auf mich zu achten, benachrichtigte der Bösewicht die Gendarmen, um mich verfolgen zu lassen. Kurzum, ich zündete ihm eine Scheune an, und fügte ihm anderes Unheil zu, so daß er schon mehr als ein halbes Jahr nicht nach Sevilla gekommen ist und das Dorf nicht verläßt, aus Furcht, den Plumitas anzutreffen. Ein anderes Mal wollte er eine arme alte Frau auf die Straße werfen, weil sie seit einem Jahre die Miete ihrer ärmlichen Wohnung, die sie seit den Zeiten ihrer Eltern inne hat, nicht bezahlen konnte. Ich ging bei anbrechender Nacht zum Herrn, der sich gerade mit seiner Familie zum Abendessen an den Tisch setzte. „Mein Herr, ich bin der Plumitas und brauche hundert Duros.“ Er verabfolgte sie mir und ich eilte mit ihnen zur Alten. „Da, nehmt, Großmutter, bezahlt diesen Juden und, was übrig bleibt, behaltet für Euch und verzehrt es in Gesundheit!“

Donna Sol betrachtete den Räuber mit steigendem Interesse.

„Und Tote?“ frug sie. „Wie viele Menschen habt Ihr getötet?“

„Senora, sprechen wir nicht davon,“ sagte der Bandit ernst. „Sie würden mich verabscheuen, und ich bin weiter nichts als ein armer Schluder, ein Unglücklicher, den man von allen Seiten umstellt, und der sich verteidigt, wie er kann.“

Ein langes Stillschweigen trat ein.

„Sie haben keine Ahnung, Frau Marquise, wie ich existiere,“ fuhr er fort. „Die wilden Bestien haben es besser als ich. Ich schlafe, wo ich kann, oder auch gar nicht. Ich erwache an einem Ende der Provinz, und am andern Ende lege ich mich nieder. Man muß die Augen weit offen halten und hartberzig sein, um respektiert und nicht verraten zu werden. Die Armen sind im allgemeinen gute Leute, aber das Elend ist ein schlimmer Ratgeber. Wäre ich nicht gefürchtet, schon längst hätte man mich den Gendarmen übergeben. Außer meinem Pferde und diesem hier (er zeigte

wiederum auf sein Gewehr) habe ich keine wirklichen Freunde. Manchmal erfährt mich plötzlich die Sehnsucht nach meiner Frau und meinen Kleinen, und wenn ich nachts in mein Dorf komme, drücken die Einwohner, die mich achten, ein Auge zu. Aber eines Tages wird alles ein böses Ende nehmen . . . Zuweilen werde ich der Einsamkeit überdrüssig und muß unter die Leute gehen. Ich wollte schon längst nach La Rinconanda kommen. Warum sollte ich nicht Herrn Juan Gallardo aus der Nähe begrüßen, ich, der ich ihn kenne und ihm oft Beifall geklatscht habe. Jedesmal aber sah ich Sie mit vielen Bekannten, oder Ihre Frau und Ihre Mutter waren nebst Kindern im Landhause. Beim Anblick des Plumitas wären sie zu Tode erschrocken. Jetzt ist es etwas anderes. Jetzt seid Ihr mit der Frau Marquise gekommen, und ich sagte mir: „Wohlan, begrüßen wir die Herrschaften und plaudern wir einen Augenblick zusammen.“

Das feine Lächeln, mit dem er diese Worte begleitete, wollte den Unterschied zwischen der Familie des Stiersechters und jener Dame ausdrücken; er gab zu verstehen, daß die Beziehungen Gallardos zu Donna Sol für ihn kein Geheimnis waren. In seinem häuerlichen Gemüt lebte die Ehrfurcht vor der unverbrüchlichen Geseßlichkeit der Ehe fort, und gegenüber der aristokratischen Freundin des Stiersechters glaubte er sich mehr Freiheiten gestatten zu können, als vor den Frauen, die zu dessen Familie gehörten.

Donna Sol schenkte diesen Worten keine Beachtung und bestürmte den Räuber mit Fragen, indem sie zu erfahren wünschte, wie er zu seinem jetzigen Handwerk gekommen sei.

„Durch nichts anderes, Frau Marquise, als durch eine Ungerechtigkei, ein Unglück, wie solches uns armen Leuten zustoßen pflegt. Ich war einer der Aufgewecktesten in meinem Dorfe, und die Arbeiter wählten mich stets zu ihrem Sprecher, wenn von den Reichen etwas zu verlangen war. Ich kann lesen und schreiben; als Jüngling war ich Küster, und man nannte mich Plumitas, Federlein, weil ich hinter den Gänsen her war und ihnen Federn zu meinen Schreibereien ausriß.“

Ein Schlaa Potages mit der Hand unterbrach ihn. „Gevatter, dacht ich mirs doch, seit ich Euch sah, daß Ihr eine Kirchenmaus oder so was Aehnliches sein müßtet.“

Der Nacional, der zu derartigen Vertraulichkeiten den Mut nicht hatte, verhielt sich schweigend, lächelte aber leise. Ein Küster in einen Banditen verwandelt! Was werde Don Josefito sagen, wenn er ihm dies alles erzählte! . . .

„Ich heiratete meine Frau, und wir bekommen das erste Kind. Zu einer Nacht klopfen ein paar Gendarmen an meine Wohnung und führen mich zum Dorf hinaus, wo das Korn gedroschen wird. Vor der Tür eines Reichen waren einige Schüsse gefallen, und die guten Leute behaupteten steif und fest, ich sei der Täter gewesen. . . . Ich leugnete, und sie schlugen mich mit den Gewehren — ich leugnete wieder und erhielt neue Schläge. Kurzum, sie behielten mich bis Morgenanbruch und schlugen meinen ganzen Leib wund, einige Male mit den Ladestöcken, andere Male mit dem Kolben, bis sie es müde wurden und ich bestimmungslos am Boden liegen blieb. Ich war an Händen und Füßen gefesselt, und sie schlugen auf mich wie auf einen Ballen ein. Außerdem sagten sie zu mir: „Bist Du nicht der Tapferste im Dorfe? Setz Dich zu Wehr; laß sehen, was Du kannst.“ Das war es, was mich am meisten wurmte, der Spott. Mein armes Weib pflegte sich, so gut sie konnte, aber ich fand meine Ruhe nicht wieder und konnte den Gedanken an die Schläge und den Spott nicht loswerden. Um mich kurz zu fassen, eines Tages fand man einen der Gendarmen tot auf dem Kornplatz, und ich, um der Gefahr zu entinnen, floh in die Berge . . . und so ging es weiter.“

„Bursche, eine sichere Hand hast Du,“ sagte Potage bewundernd. „Und der Andere?“

„Ich weiß es nicht; er scheint in der Welt herumzufahren.“ Er verließ das Dorf, bat, bei all seinem Mut, um Verzeihung; aber ich verpasse ihn nicht. Ich habe ihm eine Mittlung zu machen. Einmal vernehme ich zufällig, er sei am andern Ende Spaniens; ich reise hin, und wenn es in der Hölle wäre. Ich übergebe die Stute und den Karabiner irgendeinem Freunde zum Aufbewahren und nehme die

Eisenbahn, wie ein Herr. Ich war schon in Barcelona, in Valladolid, in vielen Städten. Ich gehe in die Nähe der Kaserne und sehe die Gendarmen aus- und eingehen. „Das ist mein Mann nicht; dieser auch nicht.“ Ich erhalte irrige Auskunft, aber es schadet nichts. Ich suche ihn seit Jahren und ich werde ihn finden, er müßte denn gestorben sein, was mir wirklich sehr leid tate.“

Donna Sol folgte dieser Erzählung mit Entzücken. Eine eigenartige Gestalt dieser Plumitas. Sie hatte sich getäuscht, als sie ihn für einen Hasen ansah.

Der Räuber schwieg und zog die Augenbrauen zusammen, als fürchte er, zuviel gesagt zu haben, und als wollte er einen neuen Ausbruch von Vertrauensseligkeit zurückdrängen.

„Mit Eurer Erlaubnis,“ jagte er zum Stiersechter, „geh' ich in den Stall, um nachzusehen, wie Sie das Pferd behandeln. Kommst Du mit, Kamerad? . . . Du wirst etwas Gutes sehen.“

Botage, dem die Einladung galt, verließ mit ihm die Küche.

Als der Stiersechter und die Dame allein zurückblieben, gab jener seiner schlechten Laune Ausdruck. „Weshalb sei sie heruntergekommen? Es sei eine Unvorsichtigkeit, sich einem Manne, wie diesem, zu zeigen, einem Banditen, dessen Name der Schrecken der Leute sei.“

Allein Donna Sol, von ihrem persönlichen Erfolg befriedigt, verachtete die Angst des Matadors. Der Räuber kam ihr vor wie ein guter Kerl, wie ein Gemütsmenschen, dessen Uebelthaten die Einbildungskraft des Volkes aufgebaut hatte. Fast sei er ein Diener ihrer Familie.

„Ich habe ihn mir anders vorgeestellt; jedenfalls aber bin ich froh, ihn gesehen zu haben. Wir werden ihm ein Almosen geben, wenn er weggeht. Es ist doch ein eigenartiges Land hier! . . . Und wie merkwürdig ist seine Verfolgung des Gendarmen durch ganz Spanien! Man könnte damit ein spannendes Feuilletton schreiben!“

Die Arbeiterfrauen des Gutes zogen aus dem Küchenfeuer zwei große Kochtöpfe, die einen angenehmen Würstgeruch verbreiteten.

„Zu Tisch, meine Herrschaften!“ rief der Nacional, der sich das Amt eines Hausmeisters auf dem Gute seines Maestros beigelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der heimische Wortschatz. \*)

Von Prof. Dr. Oskar Weise.

Die Zahl der Wörter, über die die Mundarten verfügen, ist keineswegs geringer als die der Schriftsprache. Zwar findet man darin manche Gebiete schwach vertreten, auf denen die Rede der Gebildeten großen Reichtum entfaltet, z. B. die Wissenschaft und die Kunst, sowie das Staats- und Heerwesen mit ihren zahlreichen heimischen und fremden Fachausdrücken. Aber dafür gebieten die Dialekte über eine große Fülle von Wörtern im Bereiche alles dessen, womit sich das Volk gern abgibt und was ihm sichtbar vor Augen liegt, für Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt, Spinnerei und Weberei, überhaupt für gewerbliche Tätigkeit und Handel aller Art, ferner für die Erscheinungen der nächsten Umgebung, die heimischen Pflanzen, Tiere usw. Während die uns vom Ausland zugeführten Blumen und Sträucher, Küchenkräuter und Arzneipflanzen, Obstbäume und Feldfrüchte wie Rose und Lilie, Lorbeer und Myrte, Sellerie und Kohlrabi, Pfirsiche und Aprikose, Linse und Erbse meist mit einem einzigen Namen durch ganz Deutschland gehen, sind die heimischen Gewächse des Gartens und Feldes, der Wiese und des Waldes gewöhnlich mehr-, oft vielnamig; denn sie werden in der einen Gegend so und in der

\*) Wir entnehmen die obenstehenden Ausführungen der Schrift von Prof. Dr. Oskar Weise: „Die deutschen Mundarten, ihr Werden und Wesen“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig). Preis in Weinwand gebunden M. 3.—. Das Buch will zunächst über die Besonderheiten der Mundarten in Lautgestalt, Wortbiegung, Wortbildung, Wortschatz, Stil in Prosa und Volksdichtung aufklären, aber auch die Beziehungen zwischen Dialekt und Volksart aufdecken; weitere Abschnitte untersuchen, wieviel altgermanisches Sprachgut die Mundarten fortführen, inwieweit sie Wäde in die höhere Kultur unseres Volkes ermöglichen, in welchem Maße deutsche Dichter und Denker in ihrer Schriftsprache mundartliche Formen oder Ausdrücke verwenden, endlich welche Besonderheiten der Volkswitz bei den einzelnen Stämmen zeigt. In einem einleitenden Abschnitt aber ist das Werden, die Entstehung und allmähliche Entwicklung der dialektischen Formen erörtert.

andern anders genannt. Die Masse der bisher gesammelten Pflanzennamen, die für zweitausend und einige Hundert bekannte Arten in den verschiedensten Länderstrichen des deutschen Sprachgebietes verwendet werden, beläuft sich auf etwa 24 000. Für einige Arten gibt es mehr als hundert Benennungen, z. B. Wacholder und für Löwenzahn, für andere mehr als fünfzig, z. B. für Primel und Herbstzeitlose.

Fleisch und Brot, Essig und Salz, Milch und Ei, Wolle und Seide, Zucker und Kaffee haben im Deutschen keine zahlreichen Synonyme (gleich-bedeutende Ausdrücke) entwickelt, weil sie wichtige Handelsartikel sind, aber die dem weiter reichenden Verkehr fern bleibenden Dinge erfreuen sich meist einer größeren Mannigfaltigkeit der Namen. So haben wir für den Quark Ausdrücke wie Topfen, Hopf, Gotte, Schotten, Matten, Rah, Gigger, Brungel, Käse, Zieger, für den Rahm die Wörter Sahne, Kern, Schmant, Schmetten, Flot (Flöte), Ridel, Obers, für Speisen aus Milch und Eiern, Kartoffeln und Mehl zahlreiche Ausdrücke wie Zammede oder Samete (von demselben Stamme wie sammeln), Puffer, Scharbs, Pulse, Detscher, Peride u. a. (sämtlich thüring.), und während die Getreidearten wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer (auch Heu und Brumt) nur wenige verschiedene Benennungen aufweisen, gibt es für den Getreide- oder Heuhaufen zahlreiche Bezeichnungen wie Feimen, Miete, Diemen, Barne, Weige, Schober, Hod, Schelfe, Puppe, Tod, Hauße, Stürze, Rode. So ist das Brot fast einnamig, der Brotkrand vielnamig, z. B. Rand, Ranst, Kanten, Kuntz, Knaus, Knust, Knaggen, Knubbe, Kant, Kanz, Scherzel, Aufschnitt u. a. Die meisten Körperteile wie Kopf, Hand, Ohr, Auge, Nase usw. haben einheitliche Bezeichnungen, aber Unebenheiten der Haut, Erkrankungen einzelner Glieder usw. sehr verschieden. Allgemein verbreitete Bekleidungsgegenstände wie Hose, Rod, Jade, stimmen vielfach überein, örtliche Besonderheiten und Einzelheiten wie Tasche, Saum, Schmutzrand weichen stark voneinander ab. Geräte und Geschirre weisen eine Menge lokaler Ausdrücke auf (z. B. für die Ahle, Säule, Pfriem, Ort, Oertel, Pfinne und dementsprechend sind auch die Namen der Handwerker oft verschiedene. So erscheint der Töpfer als Hafner, Stürzner, Euler, Rötter, der Böttcher als Büttner, Küfer, Fassbinder, Scheffler, der Klempner als Flaschner, Blechner, Spengler, Klampener, der Fleischer als Metzger, Seldner, Knochenhauer, Fleischhauer, Schlächter, Wurster, Schmelzer, der Schuhmacher als Schuster, Suttner, Suter (= lat. sutor), der Wagner als Radmacher, Stellmacher u. a. Im übrigen aber kann man als Regel aufstellen, daß Namen für das Allgemeine, Umfassende weiter verbreitet sind als solche für das Einzelne, die Gattungsbegriffe als die Artbezeichnungen. Wagen und Pflug sind überall anzutreffen, ihre Teile (Schößelle, Pflugsturz usw.) werden mundartlich verschieden benannt, das Haus kennt jeder, die Teile des Hauses führen verschiedene Namen, z. B. Schlot, Esse, Schornstein, Rauchfang; Hausspur, Hausfarn, Diele u. a. Der Ausdruck Korb ist in den meisten Gegenden bekannt, aber während die Schriftsprache höchstens zwischen Handkorb und Tragekorb unterscheidet, gibt es in den Mundarten zahllose Bezeichnungen für die verschiedenen Arten je nach Aussehen, Größe, Zweck usw.

Der Raifäser hat in Oberhessen je nach den Ortscastten die Benennungen Raiflette, Raifleber, Raibogel, Raiviebel, Baumlette, Laubvogel, Ruhämmel, Raivinkel. Der Mund wird in Thüringen bezeichnet als Maul, Fresse, Schmutz, Klappe, Gulsche, Schmanze, Schlutte, Labbe, Flappe, Rand, Wetsche, Bratsche, Schlaber, ein biegsamer Zweig im Altenburgischen Rute, Gerle, Wiede, Zeinden, ein aus Weidenrinde oder Holunderschale hergestelltes Kinderblasinstrument im Hessischen Guppe, Farze oder Pfeife.

Selbst der Wortschatz des einzelnen Menschen ist auf manchen Gebieten reich an verschiedenen Ausdrücken, mit denen nicht selten allerhand Abschattungen des Begriffs wiedergegeben werden. Für Trinken und Betrunkensein, prügeln und obrfeigen, betrügen und stehlen, verschwenden und verderben, schlau und dumm, schlecht und schlumpig, töricht und verrückt stehen dem einzelnen eine große Zahl von Wörtern zur Verfügung, so kann der Berliner für stehlen sagen: atern, ausführen, ausspannen, izen, kiesen, klemmen, mausen, mopfen, patern, schiefen, stemmen, striegen, sich zu Gemüte ziehen, für betrügen beluchsen, beschummeln, beschuppen, besimpeln, hoch nehmen, einseifen, blohmeiern, ladmeiern, leimen, meiern, bemogeln, zudeken balbieren. Die Ohrfeige benennt der Kölner mit mehr als fünfzehn Ausdrücken, die Spielkugeln haben im Munde der Elberfelder Kinder recht verschiedene Namen. Unererschöpflich ist besonders die Fülle der Wörter, mit denen Körperbewegungen, körperliche Berrichtungen und körperliche oder geistige Gebreden der Mitmenschen bezeichnet werden. Auf einem Probebogen zum rheinischen Wörterbuche sind an die hundert Verba für die Arten des Gehens und Laufens zusammengestellt. Da gibt es besondere Ausdrücke, um die Dauer der Bewegung, das Zweckmäßige oder Störende des Laufens wiederzugeben, ebenso für die nachlässige, träge, schlendernde Gangart, für das plumpe, watschelnde, müßige Gehen, für das keife und zierliche, schiefe, hinkende, schleifende, mühsame Fortkommen, für das Patfschen durch Schmutz und Wasserlachen, für das Gleiten, Schlüpfen, Tänzeln, Zappeln u. a. Für solche dem Schriftdeutschen meist gleichgültige Begleiterscheinungen hat das Volk ein sehr scharfes Auge und ein außerordentlich geschultes Ohr; das bloße „gehen“ kommt ihm in vielen Fällen als zu matt und farblos vor. Ebenso verhält es sich mit anderen Lebensäußerungen des Menschen und der ihn umgebenden Natur. Zum Ausdruck des Sprechens

genügt dem Bauer nicht die Angabe der Tätigkeit durch Wörter wie reden, sprechen, sagen, sondern er bezeichnet vielfach auch die begleitenden Umstände, das, was ihm dabei ins Auge oder Ohr fällt, ob leise oder laut, schnell oder langsam, durch die Nase oder durch die Zähne, mit starker oder schwacher Betonung gesprochen wird usw. Zahlreich sind ferner die Ausdrücke, die jede Mundart bietet zur Bezeichnung für menschliche Eigenschaften, besonders Mängel des Körpers oder des Geistes.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Mundart Reigung hat, stark aufzutragen und zu vergrößern.

Gewöhnlich kann man beobachten, daß die Volksausdrücke anschaulicher und greifbarer sind, als die vielfach verblähten der Schriftsprache. Zum Beweise dessen genügt es, ein paar Tatsachen vorzuführen. Ueberall in deutschen Landen benennt das Volk gern gelbe Blumen nach der ihm so nahestehenden Butter als Butterblumen oder Schmalzblumen und weiße als Käseblumen; große Tiere oder Pflanzen werden gern zusammengesetzt mit Rost, Gaul, Pferd, War wie Pferdehornisse, Rostameise, Rostkäfer, Rostkastanie. Und wie anschaulich ist nicht das nd. Roggenstaul (Froschstuh) für den Pilz, das egerländische Verhasen (erhasen = erschrecken wie einen Hasen), aufmänneln (sich als Leberlegenen aufspielen), Regenmutter (ebenso bei Eickstätt) und in Salzgungen = regenverkündende Wolke). Ähnlich verhält es sich auf anderen Gebieten. Für das farblose „sehr“ bedient sich das Volk viel anschaulicherer und greifbarer Steigerungsmittel und sagt z. B. riesig groß, schmählich kalt, schredlich heiß, fürchtbar klein, mächtig weit, verflucht grob, höllisch tief, schauerhaft, arg, knobig, knobig, tollig, laufig, diebisch, mordsmähig, blödsinnig, aasig, haarig, ekkig, gehörig, hübsch, tüchtig, ohsig u. a. Fremdwörter ersetzt es gar durch heimische, z. B. werden in Obersachsen die Rosen gut gemacht (= okuliert) und die Kinder eingeseget (= konfirmiert).

(Nachdruck verboten.)

## Das Brüten der Vögel.

Von E. Schenking.

Der Anblick eines brütenden Vogels ist eins der lieblichsten Naturbilder und selbst dem Wissenschaftler könnte der Kopf mit dem Herzen durchgehen, wenn er Worte liest, wie etwa: die Handlung des Brütens selbst ist für einen sinnigen Menschen ungemein anziehend. Man muß es selbst gesehen haben, mit welcher Zartheit, mit welchem Bewußtsein der Vogel sein ihm von der großen Mutter übertragenes Wunderwerk ausübt, um sein Betragen beim Neste würdigen zu können. Er weiß es vielleicht nicht, was er tut, aber er ahnt es, daß er eine heilige Handlung verrichtet. Deshalb schweigt er, solange er seinen Eiern die Wärme des Herzens strahlen läßt; deshalb rührt er sich nicht, solange er wachen Auges einem wohnigen Traum sich hingibt. Er träumt dem werdenden Leben, einem Wunder der Schöpfung entgegen. Wochenlang geduldig ausharrend, wirkt nun die treue Elternliebe unter Freude und Leid, bis ihrer Hingebung eine wohlverdiente Krone wird.

Das sind Worte für sentimental-gemütvolle Leuten. Wir halten es mit dem Forscher Romanes, dem Vertreter des Darwinismus in England, der da meint, daß unmöglich jemals ein Tier seine Eier warm halten können in der bewußten Absicht, sie auszubrüten, und man nur vermuten könne, daß der Brutinstinkt damit begann, daß warmblütige Tiere ihren Eiern den Grad von Aufmerksamkeit zuwandten, den wir oft genug bei kaltblütigen, so bei den asiatischen Pythonischlangen, begegnen, die ihre Eier auf einen Haufen legen, den sie mit ihrem zusammengerollten Körper solange bedecken, bis die Jungen entchlüpfen. So ist auch der Brüteakt beim Vogel kein freiwilliger. Er ist vielmehr der Ausfluß eines Naturtriebes, bei dessen Ausübung in keiner Weise von einer Liebe zur Nachkommenschaft in dem Sinne die Rede ist, in dem wir das Wort Liebe gewöhnlich deuten. Dieser Naturtrieb ist so stark entwickelt, daß Truth- und Haushühner ohne Bedenken Fasanen- und Enteneier ausbrüten. Auch wenn man die Eier durch andere runde Gegenstände ersetzt, bleibt das brütelustige Weibchen so mancher Vogelart unverdrossen darauf sitzen, so daß ein lustiger Franzose einst von der Truthenne behauptete, sie wäre imstande, Kartoffeln auszubrüten.

Der Vogel läßt also mit dem Brüten einen Akt der Notwendigkeit aus, dem er sich unter normalen Verhältnissen nicht zu entziehen vermag: er muß ebenso brüten wie er Eier legen muß. Man könnte also das Brutgeschäft schlechthin als „Auslösung eines Reizes“ bezeichnen.

Auf welche Weise die physischen und psychischen Veränderungen durch den Brutzustand im Organismus des Vogelförpers hervorgerufen werden, kann natürlich nur vermutet werden.

Die hauptsächlichste physische Wirkung besteht jedenfalls in dem starken Blutandrang nach dem Unterleibe, wodurch die hohe Wärme erzeugt wird, welches der hauptsächlichste Zweck des ganzen Aktes genannt werden muß. Denn die Wärme allein ist es, die die Entwidlung der Eier bedingt, wie das die Biologie der australischen bzw. ozeanischen Großföhühner (Megapodius) beweist. Wollten diese, die etwa die Größe eines weiblichen Fasans erreichen, ihre Eier selbst ausbrüten, so würde der Erfolg ziemlich fraglich sein, denn eine Henne vermöchte mit ihrem Körper kaum drei ihrer recht großen Eier zu decken.

Um nun die Art zu erhalten, praktizieren die Weibchen die Eier in Häufen von abgestorbenen Pflanzenteilen, aus Humus, Baumzweigen, Blättern, Pilzen usw., die sie mit ihren kräftigen, starkgehigen Füßen zusammengescharrt haben und die oft mehrere Meter Höhe erreichen. Unter Einwirkung des tropischen Klimas beginnen die Pflanzstoffe bald in Gärnis überzugehen, wodurch das Geniß erwärmt wird und in den etwa armtief eingegrabenen Eiern die Jungen zeitigt, die dann ohne jegliche Hilfe aus Tageslicht kommen. Es gibt aber auch noch andere derartige Brutöfen in der Vogelwelt.

Man weiß, daß die Ägypter schon Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung es verstanden, Hühnererier mit Hilfe künstlicher Wärme zur Entwidlung zu bringen. Ebenso war in China die künstliche Bebrütung schon in ältester Zeit bekannt. Man bediente sich dazu aus Lehm hergestellter Kammern, in denen die Eier auf Strohschütten lagerten und aller sechs Stunden gewendet wurden. Die Heizung geschah durch unterirdisch angelegte Ziegelsteindöfen. Und daß die Wärme die Hauptsache bei dem Brutakt ist, läßt schließlich auch jenes Geschichtchen erkennen, das uns Plinius erzählt und nach dem Julia Augusta, die Gemahlin des Libertius, Eier in ihrem Busen ausgebrütet habe.

Anhaltendes Brüten hat bei vielen Vogelarten zur Bildung der sogenannten Brutflecke geführt. Sie treten als einzelne kahle Stelle auf; betrachtet man deren zwei, so sind sie von Haut aus als auf einem mehr oder weniger krankhaften Prozeß beruhend zu betrachten. Es läßt sich denken, daß durch anhaltenden Druck von den harten Kalkugeln (Eiern) auf die Haut des Bauches ein gewisser Reiz ausgeübt wird, der schließlich zu einer Art von Entzündung der gedrückten Stelle führt und die Hautgebilde an ihnen zerstört, wie dies ja auch zufolge Geschwürdrucks am Pferdekörper und „Widelhaubendruck“ auf dem Kopfe so manchen gedienten Mannes zeigt. Bei dieser Entzündung am Vogelförper wird die Blutzufuhr nach der betreffenden Hautstelle gesteigert, infolgedessen werden die Federn teils von selbst ausfallen, teils werden sie vom Vogel, beranloßt durch das die Entzündung begleitende juckende Gefühl ausgerissen werden — beides zum Vorteil der sich im Ei entwickelnden Embryonen, denn ohne diese Einrichtung würde der Vogel seinen Eiern und Jungen die Wärme seines Herzens nicht strahlen lassen können“ meint der Gemütsmensch. Die gesteigerte Temperatur der entzündeten Stelle ist also für den Einsitz — ein Ei bedarf durchschnittlich 40° C Brutwärme nur vorteilhaft. Da bei gefangen gehaltenen Vögeln die Brutflecke nicht auftreten, muß die Ursache ihrer Gegenwart in ihrer jeweiligen äußeren Ursache zu suchen sein.

Der brütende Vogel kennt merkwürdigerweise auch von vornherein die Dauer der Brutzeit, die bei den verschiedenen Arten doch ganz verschieden ist. Jede Art weiß, wie lange sie zu brüten hat, und das zum erstenmal brütende Weibchen weiß das so gut wie ältere Vogelmütter. Wennschon diese Frist bei ein und derselben Spezies nach der herrschenden Temperatur um ein geringes abweicht, so sind die Grenzen dem brütenden Weibchen doch genau bekannt. Fallen die Eier nicht zur rechten Zeit aus, so werden sie ohne weiteres verfallen.

In vielen Fällen unterzieht sich dem Brutgeschäft nur eines der beiden Geschlechter oder es beteiligen sich Männchen und Weibchen in verschiedenem Umfange daran. Da, wo Polygamie herrscht, kümmern sich die Männchen kaum um die Weibchen, um die Brut vollends gar nicht. Auch bei monogam lebenden Vögeln kommt es vor, daß die Weibchen nur allein brüten, so bei den Tauben, Raben, Eis- und Raubvögeln. Aber dann sind die Männchen höchst aufmerksame Gatten, tragen dem brütenden Weibchen reichlich Nahrung zu und unterhalten es durch ihren Gesang oder ihre Flugkünste. Die meisten der in monogamischer Ehe lebenden Vögel teilen sich jedoch in das Brutgeschäft und zwar in verschiedenem Grade. Bei gewissen Spezies setzt sich das Männchen nur während der kurzen Spanne Zeit, die das Weibchen zum Nahrungsuchen braucht, auf die Eier, hält sie gewissermaßen warm (so der Birol), bei anderen brütet das Männchen aber vollkommen mit. Bei dritten Arten ist das Männchen ganz und gar zum Siemandl (Männchen, das einem Weibchen gleicht) geworden. So besorgen die Straußenmännchen nicht nur die Herrichtung des Nestes (was allerdings keine große Arbeit ist), sondern unterziehen sich obendrein noch der Mühe des Brütens, während Madame längst wieder in gewohnter Weise durch die Steppe streicht und sich den Magen mit allen möglichen und unmöglichen Dingen beladet. Ebenso brütet bei den amerikanischen Straußen, den Bassetteiern und den Kallenschneppen nur das Männchen.

Das Verhalten der Vögel gegen die im Neste liegenden Eier ist sehr verschieden. Die Eigenschaft unserer Haushühner, ohne Bedenken fremde Eier in Pflege zu nehmen, ist zu bekannt, als daß darüber noch Worte zu verlieren wären. Aber nicht nur diese, sondern auch Gänse, Truthennen und sogar Truthähne brüten die ihnen untergelegten Eier — welcher Art sie auch sein mögen — nicht nur aus, sondern führen, schützen und warnen die Brut auch. Absichtlicher Umtausch von Eiern ist am häufigsten in Kanarienvogelnestern gemacht worden, wie denn das Kanarienvogelweibchen eine außerordentliche Duldsamkeit gegen fremde Eier an den Tag legt und gutwillig die Eier vom Stieglitz, Hänfling, Buchfink und vielen anderen heimischen Stubenvögeln bebrütet. Ebenso haben in Gefangenschaft gehaltene Raubvögel, wie Mäusebussarde, die Eier vom Hausgöckel nicht nur willig angenommen, sondern auch ausgebrütet. Die ornithologische „vogelfundige“ Literatur kam in diesem Punkte mit einem interessanten Beispiel aufwarten. Eine junge Gabelweisse legte

**Häufig Bindeeier.** Man gab ihr einen Korb zum Brutplatz und legte ihr im Laufe von 17 Jahren 69 Hühnereier unter, von denen 53 ausschlüpfen. Die alte Ansicht, daß mit der Milch der Amme etwas von ihrem Naturell auf den ihr anvertrauten Säugling übergehe, schien sich in diesem Falle zu bestätigen, denn eine Eigenschaft schien von der Natur der Weibchen auf die Jungen, wenigstens auf die männlichen, übergegangen zu sein, nämlich der Hang zu Gewalttätigkeiten. Die Hähne zeigten sich ohne Ausnahme so unverträglich und rauflustig, daß sie auf keinem Obstgehäufel gehalten werden konnten. Ebenso haben von Hühnern ausgebrütete Erpel eine entschiedene Vorliebe für Hühner und umgekehrt stellen von Enten großgezogene Hähne der Tugend der Entenweibchen nach.

Eine ähnliche Gleichgültigkeit gegen fremde Eier bekunden auch die in Kolonien brütenden Seevögel, z. B. verchiedene Möwenarten, die sogar im Kompagniegeschäft mit einer Nachbarin ein Doppelgelege anlegen und den gemeinsamen Eiervorrat zusammen oder abwechselnd bebrüten. Häufig sind es sogar Eier verschiedener Vogelarten, wie z. B. der Seeschwalbe und Lachmöwe, die in einem Neste gefunden und in der eben erwähnten Weise versorgt werden. An den Haubenlerchen, Singdrosseln, Fasanen hat man dasselbe beobachtet, und in den Nestern von Wachteln wird zuweilen eine so beträchtliche Anzahl von Eiern gefunden, daß deren Herkunft von einer Mutter kaum angenommen werden kann. Ohrenken, Waldläuzchen, Habichte, Meisen und viele andere Vögel nehmen sich der ihnen von Menschenhand ins Nest gelegten Eier ebenfalls wie der eigenen an. Freilich führt das nicht selten zu einer Tragödie. Einem Habichtshorst hatte man zwei Hühnereier anvertraut. Ob nichts ahnend oder aus Ergebung in das Schicksal — jedenfalls brütete das Weibchen die Eier aus, als es abet die ausgefallenen Küken erblickte, die in dem goldgelben Flaumkleidchen von ihren eigenen Nachkommen, die bekanntlich als Nestlinge die reinsten Scheußaler sind, sich so vorteilhaft unterschieden, verschlang es beide.

Während bei den in Kolonien nistenden Singvögeln Doppelgelege nichts Seltenes sind, kommen sie bei den ebenfalls in Gesellschaften forstenden Rabenvögeln, wie bei den Dohlen, Saatkrähen usw. nie vor. Wo Fischreiher und schwarze Störche, die bekanntlich auch gesellschaftlich nisten, häufiger sind, wird das eine oder andere Weibchen wohl einmal gezwungen, ihr Ei in einem fremden Neste unterzubringen. Die Eigentümersin merkt das aber sofort und entfernt das Ei durch Herauswerfen. Das sind dann die unter Reiherrständen und Storchkolonien liegenden „Wodeneier“, die man natürlich zumeist zerschlagen findet. Schließlich gibt es nicht wenig Vogelarten, die Nest und Gelege einfach verlassen, sobald sie merken, daß ein Ruhestörer sich daran zu schaffen macht.

Wir können das Kapitel nicht schließen, ohne jenes Vogels zu gedenken, dessen Brutgeschäft jedenfalls das interessanteste ist. Der Kuckuck ist als Brutparasit aber zu bekannt, als daß wir hier näher auf sein Schmarotzertum eingehen könnten. Es sei nur an jenen Sturm der Enttäuschung erinnert, den vor mehreren Jahren der treffliche Oberförster Adolf Müller unter den Kuckucksforschern dadurch erregte, daß er berichtete, ein brütendes Kuckucksweibchen beobachtet zu haben. So ganz unglaublich scheint diese Tatsache aber doch nicht zu sein, wenn man sich vergegenwärtigt, wie es die Verwandten unseres Kuckucks in anderen Ländern treiben. Der in Amerika beheimatete Regenkuckuck, bei dem das Selbstbrüten bisher noch Regel ist, legt nämlich zuweilen einige Eier in fremde Nester. Der Bronzekuckuck in Australien vertraut seine Eier mehrfach fremden Nestern an, sucht aber dann die Jungen auf, füttert sie und einführt sie den Pflegeeltern, sobald sie flügge sind. Von dieser Art tun sich auch gelegentlich Männchen und Weibchen in gleicher Anzahl zusammen, bauen Nester, belegen jedes mit drei Eiern und brüten sie selbst aus. Der schwarze „Gudel“ in Indien legt seine Eier in die Nester der Glanztrabe und beobachtet sie sorgfältig. Sobald nämlich die Jungen ihr gestreutes Jugendkleid anlegen, werden sie von den Pflegeeltern als Fremdlinge erkannt und aus dem Neste geworfen. Dann bleibt der rechte Mutter nichts anderes übrig, als sich der Jungen anzunehmen. Interessante Brutparasiten sind ferner die in Afrika lebenden Spähbögel, die ihre Eier auf den Erdboden legen, um sie dann mit dem Schnabel in die geeigneten Pflegerester zu tragen. Ein Naturforscher berichtet über diesen Vorgang folgendes: Das Weibchen brachte seine drei Eier in der geschilderten Weise bei drei Pflegern unter, worauf es mit dem es begleitenden Männchen verschwand, um erst nach einigen Wochen wieder zu erscheinen. In dem einen der Nester, das ich mir genau gemerkt hatte, befand sich jetzt ein junger Spähbögel. Sobald er fliegen konnte, wurde er von seiner rechten Mutter gerufen und folgte ihr sofort zum großen Leidwesen seiner Stiefeltern. Sie führte ihn seinem Vater zu, der sich des Jungen so lange annahm, bis die Mutter die anderen aus den beiden Nestern, in denen sie die Eier untergebracht hatte, ebenfalls eingeführt hatte.

Die Entstehung der Brutpflege erklärt Haake in seiner „Schöpfung der Tierwelt“ folgendermaßen: Eine eigentliche Brutpflege ist erst dadurch entstanden, daß die Eier längere Zeit in der Mutter verweilten. Die älteste Art der Brutpflege ist die innere, zu der erst später die äußere gekommen ist. Letztere ist entweder dadurch zustande gekommen, daß die Eltern sich der neugeborenen Jungen oder der von den Weibchen abgelegten Eier annahmen. Dit scheint es indessen nicht die Mutter, sondern der Vater oder ein anderes Männchen gewesen zu sein, das die Sorge für die Eier oder die Brut übernahm. Das erscheint sehr merkwürdig, ist aber verständ-

licher als die Entstehung der nicht vorhandenen Liebe der Weibchen zu Eier und Brut.

Es scheint, daß der von den Eiern ausgehende und dem des Weibchens ähnliche Duft bei den Männchen ein angenehmes Gefühl hervorruft und sie veranlaßt hat, die Eier an sich zu nehmen, so daß also die Ursache der männlichen Brutpflege durch den Geschlechtstrieb zu erklären ist. Das Männchen gewöhnte sich daran, die Eier mit sich herumzutragen oder zu bewachen. Die Gewöhnung wurde zum erblichen Instinkt und wurde so auch auf die Weibchen vererbt, wodurch sie allmählich die vollkommene Art der Brutpflege entwickelte, wie sie bei den höher entwickelten Tieren das Männchen noch heute die Brutpflege ausübt; es sei nur an die Geburtshelferkriete, den Stiebling und die als Aquariumfische allgemein bekannten Makropoden erinnert. Ebenso sind es bei den erwähnten Baalnistern (Großfußhühnern) die Männchen, die die Bruthäufen anlegen, sie bewachen und den Jungen beim Ausschlüpfen behilflich sind, wie auch bei anderen Vogelarten die Männchen das Brutgeschäft besorgen.

## Kleines feuilleton.

### Astronomisches.

**Wo kommen die Kometen her?** — Die Landsleute von Halle, der, abgesehen von seiner Stellung als königlicher Astronom, Professor der Geometrie in Oxford war, haben das Andenken des Gelehrten durch Begründung einer „Halley-Vorlesung“ an derselben Hochschule geehrt. Den ersten Vortrag dieser Art hat der Stifter selbst, Dr. Henry Wilde, gehalten, und zwar über „Himmliche Auswürflinge“. So viel in den letzten Wochen auch über die Kometen geschrieben worden ist, so ist von der Herkunft der Kometen doch wenig die Rede gewesen, was eben daraus zu verstehen ist, daß sich wenig Sicheres darüber sagen läßt. Zunächst bleibt noch die grundlegende Frage zu lösen, ob die Kometen ihrem Ursprung nach zum Sonnensystem gehören oder nicht. Die periodischen Kometen, die in bestimmten Zeitabständen wiederkehren, vollführen eine geschlossene Bahn um die Sonne, sind also zu deren Trabanten zu rechnen. Dagegen werden auch fast in jedem Jahre neue Kometen entdeckt, die nie zuvor wahrgenommen waren und nach der Berechnung ihrer Bahn auch niemals wiederkehren werden. Man muß sich also vorstellen, daß diese Gestirne in ihrem Lauf durch den Weltraum sozusagen zufällig dem Sonnensystem nahe gekommen und vorübergehend von ihm eingefangen sind, ohne daß die Sonne die Macht hätte, sie dauernd an sich zu fesseln. Infolgedessen äußerte der berühmte Laplace die Meinung, die Kometen seien kleine Nebel, die sich irgendwo im Weltraum verdichtet haben und nun von einem Fixstern zum anderen umherirren. Da die Wissenschaft über die Beschaffenheit der Kometen noch immer auf Vermutungen angewiesen ist, ist auch über den Ursprung der Kometen seit Laplace kaum eine neue Theorie vorgebracht worden. Mit einer solchen hat nun Dr. Wilde die Halley-Vorlesungen in Oxford eingeleitet. Seine Ansicht über die Art, wie ein Komet geboren wird, ist freilich so sonderbar, daß es fraglich erscheinen muß, ob sie viel Anhänger gewinnen wird. Er geht von der durch Laplace und Kant begründeten Weltnebelhypothese für die Entstehung des Sonnensystems aus, die er durch die neueren Forschungen bestätigt findet. Die Planeten hält er aber nicht wie manche Geologen für durchaus feste Körper, sondern glaubt, daß sie in ihrem Innern unter der festen Kruste und einer darunter liegenden Flüssigkeitszone aus ursprünglichen Gasen im Zustande hohen Drucks bestehen. Diese Anschauung bringt ihn auf den Gedanken, daß die Kometen, die doch wahrscheinlich zum großen Teil auch aus gasigen Stoffen zusammengesetzt sind, gewissermaßen Auswürflinge namentlich der größeren Planeten seien. Da die Sonne so überaus gewaltige Eruptionen von Gasen hervorbringt, die sich auf viele Millionen Kilometer in den umgebenden Raum hinaus erstrecken, so sollten dergleichen Vorgänge bei den größeren Planeten nicht undenkbar sein. Dr. Wilde kennzeichnet die Entstehung einer Kometenmasse aus einem Planeten dahin, daß sie aus diesem gewissermaßen herausgesogen wird, wenn andere Planeten gemeinsam auf eine bestimmte Stelle der Oberfläche eine starke Anziehungskraft ausüben. Auffallend ist es, daß der Astronom nicht an die Gasansbrüche der Sonne selbst als Ursprung der Kometen gedacht hat. Sie könnten vielleicht einen Teil der periodischen Kometen erklären, und die von außen in das Sonnensystem kommenden würden dann eben als entsprechende Gasansbrüche anderer Fixsterne aufzufassen sein. Doch eine solche Annahme würde auch die überaus große Leichtigkeit der Kometenmasse verständlich sein, da bis auf die feinsten Gase die Ausbruchsmassen der Sonne auf diese wieder zurückfallen müssen. Diese Hypothese findet übrigens noch einen weiteren Halt durch die Forschungen von Strutt, der nachgewiesen hat, daß die Atmosphäre der verschiedenen Himmelskörper nur aus solchen Gasen zusammengesetzt sein kann, die von dem betreffenden Körper durch seine Massenanziehung festgehalten werden. Die Erde z. B. vermag das Helium nicht festzuhalten, obgleich es als Auscheidung von Vulkanen entdeckt worden ist.